

sich brachten, beschäftigten das Christentum in den ersten Jahrhunderten intensiv. Michael Fiedrowicz, Dozent für Alte Kirchengeschichte und Patrologie in Bochum und Berlin, hat in diesem Buch die Auseinandersetzung zwischen den paganen Kritikern des christlichen Glaubens und dessen Verteidigern, den „Apologeten“, dokumentiert und reflektiert.

Eine „*apología*“ ist – als Gegenstück zur *kategoría* (Anklagerede) – eine Verteidigungsrede vor Gericht und fixer Bestandteil antiker Rhetorik, wie der Verfasser in der Einleitung (13–23) zeigt. Das argumentative Vertreten des christlichen Wahrheitsanspruchs griff die „Topik und Struktur der forensischen Verteidigungsrede“ (19) auf und brachte „nach dem Gesetz von ‚challenge and response‘“ (22) vom zweiten bis zum sechsten Jahrhundert an die 100 Schriften apologetischer Literatur hervor. Im ersten Teil (27–144) erfolgt ein historischer Überblick, der beim ältesten Beispiel „apologetischer“ Auseinandersetzung beginnt, nämlich der von Paulus in Athen gehaltenen Rede (Apg 17,22–31). Die frühe Zeit des Christentums war streckenweise ein Kampf auf Leben und Tod, der sich „am Phänomen des christlichen Nonkonformismus entzündete“ (34) und in der Phase des zerfallenden römischen Reichs seine eigene Brisanz und Dramatik entwickelte. Die Kirche entschied sich dafür, einen *Diskurs* mit der nichtglaubenden Öffentlichkeit zu führen, also – wie Origenes gegen Celsus – „dem Vorwurf der Logos-Feindschaft der neuen Religion mit dem Nachweis ihrer grundsätzlichen Vernünftigkeit zu begegnen“ (67). Inhaltlich waren es vor allem die Philosophie und Spiritualität des Neuplatonismus, der „als ernsthafter Konkurrent des Christentums“ (82) in Erscheinung trat, sowie der „Vorwurf eines Traditionsbruchs“ (110), aber auch die Interpretation einschneidender politischer Umbrüche (wie die Plünderung Roms durch die Westgoten 410), welche die christlichen Denker aufs Äußerste herausforderten und erst nach der „Konstantinischen Wende“ sowie der Schließung der Akademie von Athen im Jahr 529 durch Kaiser Justinian zu einem Abflauen der „Apologetik“ führten.

Wichtige Anliegen, Formen und Strukturen apologetischer Auseinandersetzung kommen im zweiten Teil (147–315) zur Sprache. Im großen Rahmen von „Konfrontation“ und „Rezeption“ (147) war die christliche Theologie der ersten Jahrhunderte in der Lage, sowohl eine

„bewusste Anpassung an den fremden Verstehenshorizont in der Darlegung der eigenen Position“ (155) als auch einen „Neuheitsanspruch des Christentums“ (208), ja einen exklusiven Wahrheitsanspruch zu vertreten: „Der Glaube an die geschichtlich einmalige und unüberbietbare Inkarnation des Logos erfüllte die Christen mit dem Bewusstsein eines unvergleichlichen Wahrheitsbesitzes“ (302). Genau hier lag der Kern dessen, worüber die „Apologetik“ geführt wurde: im „*universale concretum* als Grundprinzip des christlichen Offenbarungsverständnisses“ (254). Neben den Kontroversen um das Bibelverständnis, um ethische Probleme sowie um protologische und eschatologische Fragen (besonders um die „Auferstehung des Fleisches“) ging der Streit letztlich um das Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Gegen den erkenntnistheoretischen Skeptizismus der Spätantike vertraten die Apologeten kompromisslos „die Einzigartigkeit des von Christus erschlossenen Heilsweges“ (309) – und zwar mittels eines Wahrheitsverständnisses, das die öffentliche Vernunft und Tradition mit dem „Logos“ des christlichen Glaubens in einen inneren Zusammenhang brachte, was in der Selbstbezeichnung des Christentums als „*philosophia*“ bzw. „(*vera*) *religio*“ zum Ausdruck kam (vgl. 158–160).

Michael Fiedrowicz hat mit dieser patristisch-fundamentaltheologischen Darstellung eindrücklich aufgezeigt, dass die theologischen Auseinandersetzungen der frühen Zeit alles andere als ein intellektuelles Glasperlenspiel waren. Die Kirche hatte einen Diskurs zu führen, der ihre eigene Identität von der Perspektive einer Fremdwahrnehmung her begriff und den inkarnatorischen Glauben auf einer Gratwanderung von „Anknüpfung“ und „Widerspruch“ vertrat – eine Herausforderung, die möglicherweise auf neue Weise wieder aktuell wird.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

PHILOSOPHIE

◆ Pieper, Josef: Was heißt Philosophieren? Vier Vorlesungen. Mit einem Nachwort von T. S. Eliot (Neue Kriterien 6). Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 2003. (115). Kart., Euro 10,30. ISBN 3-89411-385-5.

Die von Josef Pieper (1904–1997) bei den Bonner Hochschulwochen 1947 gehaltenen Vor-

lesungen werden in dieser Neuauflage unverändert abgedruckt. Bis heute beeindruckt diese Einführung durch ihre klare Sprache und ihr eindeutiges, aber nicht naives oder kurz-schlüssiges Bekenntnis zur christlich-abendländischen Tradition.

Was heißt also Philosophieren? In seiner ersten Vorlesung arbeitet Josef Pieper den *theoretischen* Charakter der Philosophie heraus und meint damit ihre Freiheit und „Nicht-Verfügbarkeit“; Philosophieren ist keinen „Zweckdienlichkeiten“ (29) untergeordnet. Die zweite Vorlesung weist die Welt als „Beziehungsfeld“ (35), den menschlichen Geist als umfassende „Beziehungsfähigkeit“ (40) und das menschliche Person-Sein als Vermögen der Selbstständigkeit auf; dem denkenden Menschen kommt die Fähigkeit zu, „auf die Allgesamtheit der seienden Dinge bezogen zu sein“ (47). Philosophieren heißt „den Schritt tun aus dem Ausschnitt-Milieu der Werktagwelt in das *vis-à-vis de l'univers*. Es ist ein Schritt, der in die Unbehaustheit führt“ (52). Die dritte Vorlesung verbindet diesen Gedanken mit dem Topos des „Staunens“ und charakterisiert das philosophische Fragen in nahezu phänomenologischer Radikalität als Verlust von Selbstverständlichkeiten. Gegen die „Verbürgerlichung“ (60) des Denkens, also die Hinnahme der begehrenden Wirklichkeit als „selbstverständlich“, betont Pieper: „*Theoria* gibt es nur, sofern der Mensch nicht blind geworden ist für das Erstaunliche“ (62). Das „Staunen“ ist nicht bloß „*initium*“, sondern bleibendes „*principium*“ philosophischen Denkens (67) und lässt die Philosophie niemals endgültig „beantwortet“ oder „abgeschlossen“ sein, was Pieper mit dem bekannten Satz auf den Punkt bringt: „Der Gegenstand der Philosophie ist dem Philosophierenden auf Hoffnung hin gegeben“ (72). In der vierten Vorlesung schließlich bezieht Josef Pieper den Vollzug philosophischen Fragens auf überlieferte Weltdeutungen im Allgemeinen sowie auf den christlichen Glauben im Besonderen. Wie auch immer dieser Zusammenhang zwischen Glaube und Vernunft zu sehen ist – Pieper ist hier zurückhaltend und differenziert –, eine „christliche Philosophie“ hätte gerade *nicht* den Sinn, „glattere Lösungen zu ermöglichen, sondern den Sinn, die methodische Absperrung und Einengung auf das ‚rein‘ Philosophische zu durchbrechen“ und sich der Vielfältigkeit und Unaussprechlichkeit des menschlichen Lebens zu stellen, „ohne ‚fertig‘ zu werden“ (97).

Der vorliegende Text ist selbstverständlich nicht zum „Nachbeten“, sondern zum Weiterdenken bestimmt – und das vermag er zweifellos auch nach sechzig Jahren.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

♦ Siewerth, Gustav: *Das Schicksal der Metaphysik von Thomas zu Heidegger*. Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg i. Br. 2003. (XXXIII und 670). Ln., Euro 61,70. ISBN 3-89411-382-0.

Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstags von *Gustav Siewerth* (1903–1963) legte der Johannes-Verlag ein Werk neu auf, das eine längere Aus- und Umarbeitung erfuhr: Die ursprüngliche Habilitationsarbeit „*Die transzendente, intellektuelle Anschauung bei Thomas von Aquin. Der Grund der Möglichkeit der Gotteserkenntnis*“ konnte aufgrund der politischen Situation (Frankfurt 1933) nicht angenommen werden. Die erweiterte Fassung wurde unter dem Titel „*Die Apriorität der Erkenntnis als Einheitsgrund der philosophischen Systematik nach Thomas von Aquin*“ 1937 in Freiburg i. Br. angenommen; Gutachter waren Martin Honecker und Martin Heidegger. Auch wenn ein Großteil der Habilitationsschrift im Jahr 1939 veröffentlicht wurde („*Der Thomismus als Identitätssystem*“), konnte Gustav Siewerth erst nach dem Ende der Nazi-Herrschaft eine Philosophieprofessur erlangen. Schließlich wurde dieses Werk nach einer weiteren Phase der Auseinandersetzung mit Heideggers (Seins-) Denken 1959 in der hier vorliegenden Fassung veröffentlicht.

Gustav Siewerth legt eine intensive und ausführliche Betrachtung der Entwicklung metaphysischen Denkens im Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit vor; diese Bilanz fällt durchwegs negativ aus: der Verfasser liest den Weg „von Thomas zu Heidegger“ als Verfallsgeschichte – wobei er sich der Analyse bedient, die Heidegger in „*Sein und Zeit*“ als „die am *Leitfaden der Seinsfrage* sich vollziehende *Destruktion* [...]“ (GA 2, 30) kennzeichnete. Die als „Seinsvergessenheit“ auf den Punkt gebrachte Kritik der Philosophie wird zum Hebel, mit dem der Verfasser bereits im ersten Kapitel (*Heidegger und Thomas*, 1–97) grundlegend ansetzt: „Die Philosophie ist im Denken des Seins zur ‚Hirtenschaft‘ und im Ausweglosen des Verfalls zur ‚Herrschaft‘ berufen, wofern sie ihrem Wesen